

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 5 (1915)
Heft: 38

Artikel: Der Garten auf der Sonnseite
Autor: Lienert, Meinrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640831>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zur Urne, Nichtstimmberechtigte wurden in die Stimmregister eingetragen und mißbeliebige Stimmberechtigte gestrichen, Stimmzettel von Gegnern wurden willkürlich ungültig erklärt u. a. m. Die Folge solcher Machenschaften waren Refurse über Refurse an die kompetenten Instanzen, und der Umstand, daß der Tessin den dritten Teil aller Wahl- und Abstimmungsrefurse unserer Bundesbehörden lieferte, hat den Kanton und seine Landesfinder bei den Miteidgenossen in den Ruf eines unruhigen Landes und Volkes gebracht. Besonders eindrucksvoll wirkten die gewaltsamen Staatsaktionen beim Uebergang der Oberherrschaft von einer Partei zur andern. 1814 erfolgte bei Aufstand des Volkes gegen die aufgezwungene reaktionäre Verfassung militärische eidgenössische Intervention. Bei Anlaß der 1839er Revolution, da das Regiment der Klerikalen gestürzt wurde und die Liberalen für beinahe vierzig Jahre ans Ruder kamen, griff der Bund nicht ein. Auch bei den Unruhen von 1855 (Pronciamento) und 1870 (Verfassungsrevision und Hauptortsfrage) genügte die Entsendung eines eidgenössischen Kommissärs. Als aber bei den Grobtratswahlen 1875 die klerikale Partei die Mehrheit in der gesetzgebenden Behörde verlangte, wurde die Spannung zwischen den beiden gegnerischen Lagern so groß, daß sich eine Auseinandersetzung zwischen den politischen Gegnern in Stabio zu einem blutigen Kampfe auswuchs. Einem eidgenössischen Kommissär gelang es mit Hilfe eines kantonalen Truppenaufgebotes, die äußere Ruhe wiederherzustellen. Aber es konnte nur äußere dumpfe Ruhe sein. Der starken maßlos unterdrückten Minderheit konnte man es nicht verargen, wenn sie in den Unruhen vom März 1889 gegen schlimme Regierungs- und Wahlpraktiken protestierte und im September des folgenden Jahres durch Revolution der klerikalen Partei die Ober-

herrschaft entriß. Bei diesen Unruhen wurde der Kanton drei Wochen, resp. drei Monate militärisch besetzt. Mancher Milize der ältern Garde erinnert sich noch lebhaft an diesen Tessinerhandel, und hätte nicht der europäische Krieg mit der nun schon ein Jahr dauernden Mobilisation der Schweizer Truppen solch kleine Aktionen in den Hintergrund gedrängt, so wäre der Tessinerputsch die wichtigste militärische Aktion unserer Generation geblieben. Damals ward der Empfang der eidgenössischen Truppen wohl kaum so gefeiert wie jetzt. Der Soldat tat seinen Miteidgenossen gegenüber die unangenehme Pflicht, der Tessiner empfand das Truppenaufgebot als lästigen Druck. Mit dieser letzten und größten Intervention hat der Bund dem Kanton Tessin die Regierung gegeben, der es einzig möglich ist, den Kampf der Parteien auf ein erträgliches Maß einzudämmen. Durch Einführung der Proportionalwahl und Einsetzung einer gemischten Regierung wurde mit der an der Volkskraft zehrenden fanatischen und ausschließlichen Parteiherrschaft gebrochen. Unter der geschickten Leitung des eidgenössischen Kommissärs Rünzli wurde der Uebergang zur neuen Regierungsform unter Leitung der Liberalen möglichst schmerzlos vollzogen. Im nachfolgenden Schwurgerichtsprozeß, wo der jetzige Bundesrat Forrer u. a. die revolutionären Angeklagten verteidigte, wurden alle, mit Ausnahme desjenigen, welcher den Staatsrat Rossi im Regierungsgebäude in Bellinzona erschossen hatte, freigesprochen.

Seither sind genau 25 Jahre ins Land gezogen. Die Hoffnungen, die das begeisterte Volk damals in die neue Regierung setzte, sind nicht alle in Erfüllung gegangen, konnten nicht alle in Erfüllung gehen. Was seither getan worden ist und noch zu reformieren bleibt, soll im Folgenden dargestellt werden. (Schluß folgt.)

Der Garten auf der Sonnseite.

Don Meinrad Lienert.

Es war im Weinmonat des Jahres 1502. Da saßen die Ambassadoren aller Stände der alten Eidgenossenschaft zu Luzern unter dem Fraumünd zu einem Ratschlag beisammen. Die Eidgenossen von Zürich, Bern, Luzern usw. versuchten mit großer Beredsamkeit, ihre Miteidgenossen aus den drei Urständen Uri, Schwyz und Unterwalden vom Zug ins Welschland abzuhalten. Nämlich, die Leute des welschen Städtchens Bellenz hatten sich bei diesen Orten, als ihren Schirmern, bitterlich beklagt, daß sie vom französischen Kriegsvolk, das Mailand und das Gebiet um sie herum besetzt halte, gar übel traktiert werden, daß man ihnen den mailändischen Markt verschließe und ihnen mit Raub und Mord allenthalben nachstelle, weil sie treu zu ihren Eidgenossen hielten.

So sehr nun die Abgesandten aus den andern Ständen den drei Urständen zuredeten, sich ja mit dem mächtigen König von Frankreich, als dem Herrn von Mailand, nicht zu überwerfen und die bösen Stöße irgendwie rechtlich auszutragen, bestanden diese doch darauf, ihren Schützlingen im Vivinental mit aller Macht zuzuziehen und sich das schöne Städtchen und das weinreiche Tal, deren sie kaum recht froh geworden, von niemand rauben zu lassen. Also erhob sich der Ratsbote von Uri und sagte: „Von Gott und unsern Hellebarten werden wir unser eigen Recht nehmen. Unsern Leib und Gut und alles, was uns im Vermögen steht, werden wir mutig dransetzen, um uns des überlegenen Nachbarn und seines Uebermutes zu entladen. Denn so wenig als wir unser Vaterland, unser Weib und Kinder stecken lassen, ebensowenig, und noch viel minder, werden wir Bellenz lassen. Wir haben den Leuten obrigkeitliche Treue und Schirm geschworen. Unter zwei Nebeln werden wir das mindere wählen, eher den Tod leiden, als Siegel und Brief und gegebenes Wort brechen.“

Trotz allen weiteren Vermittlungsversuchen der andern Stände, beschlossen die Urstände dann zu Schwyz am 21. Hornung 1503 den Zug ins Welschland und am 23. gleichen Monats küsteten Uri, Schwyz und Unterwalden ihre Banner, erklärten dem König von Frankreich, Ludwig XII., in aller Form den Krieg und rückten in Eilmärschen über das tiefverschneite Gotthardgebirge ins Vivinental hinunter. Aber ihre Eidgenossen ließen sie nicht im Stiche und so kam es denn, daß eine ansehnliche eidgenössische Kriegsmacht über Bellenz hinausrückte, das Städtchen Luggarus einnahm, die Franzosen am Langensee schlug und sich also angriffig und mannlich hielt, daß der König von Frankreich es vorzog, mit den drei Urständen und ihren Helfern einen für sie ehrenvollen und vorteilhaften Frieden zu machen, der dann zu Bellenz in dickem Rostrano gar üppig verschwemmt wurde.

Dieses wahre Geschichtlein kam mir in den Sinn, als ich meine Frau in die Tonhalle schickte, wo unser tessinischer Dichter Francesco Chiesa vortragen wollte. Leider konnte ich wegen Unwohlseins selbst nicht hingehen. Da dachte ich, ich wolle die kleine, inhaltschwere Historie unterdessen vor den Miteidgenossen ein wenig auffrischen, damit sie in dieser Zeit erkennen, daß sich die alten Eidgenossen nicht „forchten“, auch im Winter über das verschneite Gebirge einen Waffengang zu tun, und daß sie, nicht ohne Nutzen, hie und da statt langer Ratschläge, die Schläge ihrer weidlichen Hellebarden das träge Wort reden ließen und daß sie auch über alle Berge Bundestreue hielten. Und auffrischen wollte ich dieses Geschichtlein, damit den heutigen Eidgenossen der Wandel der Zeiten recht augenfällig werde.

Ja, der merkwürdige Wandel der Zeiten und der Zustände in unserm Vaterlande. Vor ungefähr dreihundert Jahren erklärten unsere Vorfäter, ja sogar einzelne Kantone,

wie wir eben sahen, den Mächtigen dieser Erde, Kaisern und Königen, den Krieg. Der Name des Alpenfreistaates erfüllte die Welt und wer es immer konnte und im Beutel hatte, sicherte sich den starken Arm der Eidgenossen. Statt des Hirtenhemdes und des Hirtenstabes waren Blechhaube und Hellebarde der Alltagsruft der Schweizer geworden. Weltherren und Weltstädte zitterten vor ihnen. Hätten sie ihre Macht und Kraft ausgenutzt, sie hätten ein großes Reich gründen können. Es war eine glorreiche Zeit für die Waffen, aber eine segenlose Zeit für die Heimat. Denn die alten Eidgenossen hatten kein rechtes gemeinsames Ziel; kein tief vaterländischer Gedanke hielt sie zusammen. Wenn sie auch wohl Bundestreue hielten, wie im obigen Hiftörlein, so dachte für gewöhnlich doch jeder Stand zuerst an sich und stellte so gar oft die gemeine Eidgenossenschaft hintan. Diese lose Verbindung und kleinstädtischen Eifersüchteleien brachten uns dann zu Ende des 18. Jahrhunderts fast um die Freiheit, die doch mit so viel Blut und Schweiß gewonnen worden war. Denn als damals die Franzosen mit ihren siegreichen Heeren in unser Vaterland einbrachen, taten sich die Schweizer nicht zusammen. Jeder eidgenössische Stand meinte, das Weltheer auf eigene Faust bodigen zu können. Ja, jeder Bergbauer dachte, ich kann warten, bis mir der Feind gegen das eigene Haus rückt; ich will ihn dann schon recht schaffen durch den Saufelasten ziehen. Das war ein schönes, aber also ein unnützes Kraftgefühl und es war wohl gut, daß unsere Vorfäter vor vierhundert Jahren keine Großmacht begründet hätten. Bei ihrer geringen Einheit wäre das Reich in der nachmaligen Zeit der großen Revolution wie ein Kartenhaus auseinander gegangen. Die Kleinheit, die den Nachbarn dienende Geschlossenheit unseres Landes, retteten sozusagen damals unsere freie Alpenrepublik. Wir wollen daher unsern Vorfätern nicht zürnen, daß sie die Schweiz zu keiner losen Großmacht zu gestalten verstanden. Wir wollen ihnen danken für die rühmenswürdige Kraft, die uns auf dem Gipfel der großen Nachbarreiche dieses wohnliche, wenn auch kleine Haus gebaut hat, auf dem das Zeichen der Freiheit weht. Sind wir drin ein kleines Volk, so sind wir doch in allen Dingen untunlich; das müssen uns aller Herren Länder bezeugen. Sind wir ein mehrsprachiges Volk, so verstehen wir uns doch ganz wohl, denn wir lassen das Herz reden. Haben wir die Freude an Krieg und Blutvergießen von uns abgetan, so haben wir doch nicht von uns abgetan den Mut zur Verteidigung unseres Hauses und seiner so viel bedeutenden Fahn. Ein Glöcklein schrillte durchs Haus.

Was kümmern mich die Schellen der ganzen Welt, wenn ich an mein Vaterland denke.

Aber das Glöcklein schrillt und schrillt. Da kam ich zu mir und mißmutig ging ich hinunter, die Haustüre zu öffnen; das Mädchen war ja wohl zur Ruhe gegangen. Wer mochte denn so spät noch kommen? — Meine Frau stand vor mir. „Ach, du bist's ja, das habe ich nun ganz vergessen,

daß du bei Francesco Chiesa in der Tonhalle gewesen bist. Und nun, wie war's denn?“ — „O, herrlich, köstlich,“ rief sie aus, „dieser Chiesa ist doch wohl ein Dichter von Gottesgnaden, ein echter Dichter. Was er gibt, ist nicht nur Blume, 's ist auch Duft, war er anbietet, ist nicht nur Stimme, 's ist auch Herz. Er ist doch wohl eine Nachtigall, denn er hat auch ihre bescheidene Art. Wie freue ich mich, daß dieser Sänger unser Eidgenosse ist!“

Da stieg ich wieder hinauf in meinen hochgelegenen Ausgud und schrieb ins Notizbüchlein: Liebe alte Eidgenossen und Vorfäter! Wenn es auch gläublich heilsam war, daß ihr kein großes Reich zusammentrugt, so will ich euch heute doch von ganzem Herzen danken, daß ihr einst wenigstens auf der Sonnenseite der Hausmauer unseres Schweizerhauses einen so prächtigen Garten anzulegen und ihn auch gegen alle seine Feinde zu bewahren veranstandet. Ehre den drei Urständen, die einstmals tollkühnen Mutes der Krone von Frankreich den Krieg zu erklären wagten, um uns einen sonnenseitigen Garten zu gewinnen. Ehre den Eidgenossen, die ihn erstreiten und behaupten halfen.

Jahrhundertlang freuten wir uns unseres südlichen Gartens. Jahrhundertlang hüteten ihn unsere Ahnen, mit der Hellebarde im Arm, ein immergrünes Reislein hinterm Ohr, auf den Mauern des Svito liegend. Jahrhundertlang wachten sie eifersüchtig über den Garten, den das rote Licht des Pfirsichbäumchens erleuchtet, und horchten von den Mauern der drei alten Burgen, den Becher mit Welschwein in der Faust, in die Gassen von Bellenz hinunter, auf das Klappern der zierlichen Zoccoli.

Wie gut ist's, daß uns die Ahnen diesen Garten auf der Sonnenseite gewonnen haben. Wie danken wir ihnen, daß sie uns mit den sonnenfrohen Bewohnern ewiglich verbanden, die da in den Lusthäuschen zu Lauis, Luggarus und Bellenz leben, und die heute unter unserm Schweizerbanner, als getreue Nachfahren der Helden Stanga und Stupa und der Sieger von Giornico, mit uns die Westseite unseres Hauses bewachen und schirmen helfen. Einer ihrer Besten hält ja heute den Hochsitz dieses Hauses inne.

Wie schön ist's, daß wir diesen Garten haben, in den wir uns nun durch unsere himmelhohe Hausmauer einen bequemen Eingang gebohrt haben. Wie herrlich ist's in diesem Garten, in unserm eigenen schweizerischen Garten zu lustwandeln, in dem eigenen Garten, an dessen blauen Wassern eine schlichtgewandte Nachtigall schluchzt und jubelt; die Nachtigall von Lauis, die einmal in unser verschnitztes Land flog, um uns in den erwachenden Lenz unseres sonnenseitigen Gartens einzuladen.

„Schon rann der Schnee, besiegt vom warmen Wind:

Nur an der Berge kühlfen Schattenstellen

Lag er, wie Linnen, die zerrissen sind.

Schon plauschten, platschten, plauderten die Quellen

Von schönen Märgen“

Sing, liebe Nachtigall von Lauis, sing!

Schweizerfonntagnachmittag.

Es strahlt die Welt, es blüht der Hag,
's ist Schweizerfonntagnachmittag!

Vom Schießstand knallt der Büchsenfuß,
Dem Schweizerohr ein Hochgenuß.

Am Dorfrand holpert Regelschub,
„Kranz! . . . Alle neune!“ ruft der Bub.

Gelächter hinterm Lattenschlag —
's ist Schweizerfonntagnachmittag.

Dominik Müller.

Der Invalidenzug.

Skizze von Ernst Bütikofer, Biel.

„Was hast du denn so spät in Bern noch zu schaffen?“
„Ich habe eine Perronkarte für den Invalidenzug.“
Da war meine Mutter schon weg.

„Der Onkel darf auf den Perron!“ schrie mein acht-jähriger Neffe, und dann war er auch weg! Bald kamen beide wieder mit Tabak, Zigarren und Schokolade, die